

Zeitschrift für Germanistik

Neue Folge
XXVI - 1/2016

Herausgeberkollegium

Ulrike Vedder (Geschäftsführende Herausgeberin, Berlin)
Alexander Košenina (Hannover)
Steffen Martus (Berlin)
Erhard Schütz (Berlin)

Sonderdruck



PETER LANG

Internationaler Verlag der Wissenschaften
Bern · Berlin · Bruxelles · Frankfurt am Main · New York · Oxford · Wien

„Hauptwege“, aber auch die „Irr- und Umwege“ sowie „einige Seitenwege“ einer erstaunlich vielfältigen Wirkungsgeschichte (S. 7).

Wie komplex und variantenreich diese Wege der Beschäftigung mit Heinrich von Kleist im kleinen Land zwischen Elbe und Oder und im Spannungsfeld von ästhetischem Eigensinn und kulturpolitischen Lenkungsansprüchen waren, lässt sich hier kaum systematisch zeigen, doch an einem exemplarischen Ausschnitt demonstrieren. So erfährt der interessierte Leser unter der Jahreszahl „1960“ von der Faksimile-Edition von Johannes R. Bechers Kleist-Hymne *Der Ringende* (erstmalig 1911 im Verlag von Heinrich F. Bachmair veröffentlicht), die nun in der noch von Peter Huchel herausgegebenen und kulturpolitisch überaus bedeutsamen Zeitschrift *Sinn und Form* erschien (S. 95; Position 395). Nur eine Seite danach findet sich die Verzeichnung eines Zeitungsberichts über die Proteste bei der Hamburger Uraufführung des *Prinz von Homburg* und also über die von Hans

Werner Henze geschaffene Oper, dessen Libretto nach Kleists Schauspiel von Ingeborg Bachmann stammt (S. 96, Position 400). Wenn für das gleiche Jahr die 13. Auflage der Reclam-Ausgabe des Lustspiels *Der zerbrochene Krug* registriert wird (S. 96, Position 403), zeigt sich einmal mehr, wie genau hinzuschauen ist, um die Komplexität dieser Rezeptionsverhältnisse angemessen zu erfassen.

Die Forschung kann von solch grundlegenden Stücken nur gewinnen. Allerdings bleibt zu fragen, ob dieser großartige Materialreichtum durch digitale Aufbereitung und Recherchemöglichkeiten nicht noch hilfreicher sein könnte.

Ralf Klausnitzer

Humboldt-Universität zu Berlin
Philosophische Fakultät II
Institut für deutsche Literatur
D-10099 Berlin
<ralf.klausnitzer@hu-berlin.de>

GEORG KURSCHEIDT, ELKE RICHTER (Hrsg.)

J.[ohann] W.[olfgang] Goethe: Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. 8. November 1775–Ende 1779, Bd. 3/I: Text, Verlag Walter de Gruyter, Berlin 2014, XXXVI, 458 S., Ill., 1 Kt.-Beil.

GEORG KURSCHEIDT, ELKE RICHTER (Hrsg.), u. Mitarb. v. GERHARD MÜLLER, BETTINA ZSCHIEDRICH

J.[ohann] W.[olfgang] Goethe: Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 3/IIA: Kommentar: 8. November 1775–Ende 1777, Bd. 3/IIB: Kommentar: 1. Januar 1778–Ende 1779, Verlag Walter de Gruyter, Berlin 2014, LIV, 640 S., Ill.; S. 642–1239, Ill.

Seit 2008 sind von den angedachten 36 Bänden der historisch-kritischen Ausgabe von Goethes Briefen fünf Bände erschienen. Band 1 und 2 widmen sich der Zeit vor Weimar bis zum Herbst 1775, also dem ‚jungen Goethe‘; Band 6 und 7 dem Aufbruch nach Italien und der Italienreise Mitte der 1780er Jahre. Die Lücke dessen, was in der Goethe-Biographik als erstes Weimarer Jahrzehnt bezeichnet wird, beginnt der vorliegende Band 3 zu schließen, der, wie die bisherigen Bände auch, mit einem voluminösen Kommentar erscheint: Dem 458 Seiten starken Textband entsprechen zwei Bände Kommentar mit insgesamt 1241 Seiten. Die den Landschaftsbeschreibungen beigelegten Zeichnungen, die Goethe von der

neuen Heimat anfertigte, sind an Ort und Stelle abgebildet (vgl. z. B. Brief Nr. 145), des Weiteren ist eine kleine Auswahl an Briefen faksimiliert, wobei es zur besseren Kenntnis von Goethes Handschrift sinnvoll gewesen wäre, kontrastiv einen der wenigen Briefe aus der um Angleichung bemühten Hand des Dieners Seidel abzubilden.¹ Neben den insgesamt 17 Faksimiles liefert eine historische Karte von Weimar zusätzliches Anschauungsmaterial.

Der im November 1775 einsetzende und mit Goethes Aufnahme ins Geheime Consilium im Juni 1776 besiegelte Wechsel in den höfischen Raum Weimars, der in der Übergangsphase mit einer gewissen Orientierungslosigkeit ein-

herging,² bedeutete für Goethes Briefverhalten weniger, dass er hauptsächlich Briefe in die alte Heimat geschrieben hätte. Als Briefschreiber verkehrte er schon sehr bald im Raum der Weimarer Gesellschaft. Auffällig ist das große Spektrum an Briefformen, das sich Goethe in den Jahren zuvor angeeignet hatte und das er nun in Weimar sowohl aufgrund der neuen Sozialstruktur als auch berufsbedingt erweiterte.

Noch ganz im Stile der Sturm und Drang-Briefe wechselt Goethe im Weihnachtsbrief 1775 an den Herzog Carl August (Nr. 8) zwischen poetischer und prosaischer Schreibweise. Da ihr historisch-empirischer Ansatz blind für das formale Problem ist, wird die Kommentierungspraxis von Gedichten im Brief und in ganzen Briefgedichten (*Wandrer's Nachtlid* am 12.2.1776) irritiert. Wie hat man mit folgender Wendung angemessen umzugehen? Goethe hat dem adligen Freund bereits gute Nacht gewünscht, dann setzt er nochmals an: „Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebürg ritt; kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals, und meiner Liebe über mich, und sang so bey mir selber:

Holde Lili warst so lang
All meine Lust und all mein Sang
Bist ach nun all mein Schmerz und doch
All mein Sang bist du noch.“ (GB 3/I, 9f.)

Dass es hier um Lili (Anna Elisabeth) Schönemann geht, Goethes inoffizielle Verlobte, von der er sich wegen des Weimarer Angebots im Herbst 1775 getrennt hatte, merkt der Kommentar an (GB 3/IIA, 34), gleichfalls, dass es ein ähnliches Gedicht gebe; jedoch schweigt er z. B. über den apostrophischen Charakter des Gedichtes: Der Schreiber wendet sich für einen Moment vom Herzog ab, den er im Absatz zuvor als Herrscher preist, und Lili zu, redet von Liebe zu einer Frau statt von Treue zum Souverän. Gewiss obliegt es nicht dem Kommentar, Apostrophen oder gar I-Alliterationen zu entdecken, aber solche krassen formalen Brüche innerhalb eines Briefes sind keine Selbstverständlichkeiten. Wenn Goethe mit roter Tinte weitergeschrieben hätte, wäre das nicht minder erklärungsbedürftig gewesen. Vor allem im Hinblick auf den drei Jahre später verfassten, rhetorisch eindrucksvollen Beratungsbrief vom 9.2.1779 an den Herzog hätte man gern eine kurze

Erläuterung gelesen, die darüber hinausgeht, dass die frühen privaten Briefe an den Herzog in ihrem „ungezwungenen, launigen Ton das freundschaftliche Verhältnis zwischen Briefschreiber und Adressat“ (GB 3/IIA, 32) dokumentieren.

Mit dem höfischen Sozialraum und Goethes Neigung, statt Briefe in die Vergangenheit zu schreiben, aktiv im gegenwärtigen Raum zu kommunizieren, geht einher, dass Goethe eine neue Art zu kommunizieren favorisierte. Goethe sprach am 29.1.1776 von seiner „Billets Kranckheit“ (GB 3/I, 26). Von entscheidender Bedeutung dabei war seine Beziehung zu Charlotte von Stein, deren Sammelleidenschaft es zu verdanken ist, dass aus den Jahren von 1775–1779, welche der zu besprechende Band abdeckt, überhaupt so viele briefliche Zeugnisse Goethes erhalten sind. Von den 561 überlieferten Briefen richten sich 346 an die Freundin in Weimar. Selbst wenn man noch die 274 erschlossenen Briefe innerhalb des Zeitraumes hinzuzählt, ist mehr als ein Drittel von Goethes bekannter Post der ersten vier Weimarer Jahre an Frau von Stein adressiert. Nur wenige Briefe sind verloren. Doch sollte der Tatbestand nicht zur Annahme verleiten, von sämtlichen Schickungen Goethes an die von ihm Begehrte zu wissen. Die erhaltenen Billets vor allem der frühen Jahre zeugen aufgrund ihrer externen Verweise von einem steten und vielseitigen zwischenmenschlichen Austausch, der in Goethes Leben seinesgleichen sucht. Zwar kennen wir den Gefühlshaushalt der Frau von Stein schlecht, da ihre Briefe an Goethe fehlen, aber dass sie alles von Goethe, was dieser ihr schrieb, aufhob, zeigt, dass auch ihr die Briefe wichtig gewesen sind. Vermutet wird, dass noch Charlotte von Stein selbst Goethes Briefe zwischen 1776 und 1826 in nach Jahrgängen geordneten Faszikeln gesammelt hatte. Sicher ist hingegen, dass die Frau ihres Neffen 1843 die Briefe in sieben Foliobänden ordnete und als zusammenhängendes Manuskript gestaltete. Gemeinsam mit ihrem Mann klebte die Nichte (teilweise undatierte) Briefe, Billets und Gedichte auf Papierbögen zum Zwecke einer besseren Lesbarkeit, freilich nur für ein ausgewähltes Publikum. Auf dieser Grundlage und erst nach dem Tod des Neffen publizierte zwischen 1848 und 1851 Adolf Schöll die Briefe erstmals, und seither haben sich mehrere Editoren und Kommentatoren an ihnen versucht.

Eine Schwierigkeit stellt der Brief-Status dieser Dokumente dar. Wie Albrecht Schöne an Goethes Briefen an den Jugendfreund Behrisch betont hat,³ werden Briefe nicht nur geschrieben, um Distanz zu überbrücken, sondern gerade deshalb, weil dieses Medium es erlaubt, in getrennten Räumen zu kommunizieren, allein durch die Schrift, ohne durch den Körper und seine Sprache irritiert zu werden. Die fehlende Nähe wäre dann kein Mangel, den der Brief kompensiert, sondern seine beste Eigenschaft, die ein Sprechen ermöglicht, das sonst verstummt. Doch auch wenn man den Brief poetologisch als schriftliche Distanzkommunikation gelten lässt, bestehen wesentliche Unterschiede in der jeweiligen äußeren Form und ihren Sendungsbedingungen. Zwar handelt es sich bei den in die Ausgabe aufgenommenen Briefen in der Regel um „persönliche Dokumente, die ihre Adressaten in exakt der äußeren Gestalt erreichten, in der sie von Goethe abgesandt worden sind“ (GB 3/IIA, VII), aber dennoch ist es etwas anderes, ob ein per Post verschickter Brief, ein Reisebrief, ein – vielleicht sogar selbst überreichtes – Gedicht, ein durch Boten überbrachter Zettel (Billet), oder ein Paket vorliegt, von dem jedoch nur der beigelegte Gruß überliefert ist. Die Stein-Briefe zeigen das gesamte Spektrum postalischer Möglichkeiten und irritieren damit quantitativ und qualitativ das Brief-Korpus, worüber aus praktischen Gründen die Angleichung der Dokumente innerhalb der Edition hinwegtäuscht. Teilweise ist die Adressatin nur Vorwand, vor allem in den Reisebriefen und Ortsbeschreibungen. Frau von Stein diente auch später dem Autor als Primärpublikum seiner Reisebriefe. Viele Briefe sind offen, stark kontextgebunden, papierne Grüße mit erotischen Anspielungen, mehr Bruchstücke einer Liebe als ein Ganzes für sich: am ehesten noch vergleichbar mit gegenwärtigen digitalen Kommunikationspraktiken. Sie stehen formal mit ihrer Offenheit in Kontrast zur Geschlossenheit von offiziellen Briefen wie jenem bereits erwähnten, von Albrecht Schöne analysierten Beratungsbrief an den Weimarer Herzog vom 9.2.1779.⁴ Zweifelhaft ist auch, ob die Briefe immer Ausdruck räumlicher Trennung sind. Manches, wie das berühmte und erst postum mit den Stein-Briefen (1848) veröffentlichte Gedicht *Warum gabst du uns die Tiefen*

Blicke (Nr. 82, 14.4.1776), könnte Goethe der Adressatin eigenhändig überreicht haben. (Im Falle eines Gedichtbriefes an den Herzog [GB 3/I, 441] entscheiden sich die Herausgeber gegen die Aufnahme in das reguläre Briefkorpus, weil sein Briefcharakter unsicher sei [GB 3/IIA, 32].)

Ob jedes Billet tatsächlich das Hauptstück einer Sendung war, ist ebenso fraglich. Ein Zettel, der historisch-kritisch ediert ist und damit die Geltung eines autonomen Werks erhält, lag bisweilen einer ganz anderen Sendung von Gegenständen bei. Briefbeilage meint nicht nur das, was dem Brief beilag, sondern den Brief als Beilage zur Sendung von Haaren, Lebensmitteln, Manuskripten oder Zeichnungen. Am 19. April, Ostersonntag 1778, schickte Goethe Blumen aus seinem Garten: Ist das noch ein Brief oder nicht vielmehr ein Begleitzettel, der einzig aufgrund des Umstandes, dass ihn Charlotte von Stein aufhob, epistolarischen Wert erhielt? Beilagen können zudem auch vom Billet getrennt überbracht worden sein. Am 4.2.1777 ist die Rede von zwei ‚Gesandtschaften‘, also nicht-brieflichen Sendungen an Charlotte von Stein: „Morgens Blumen und Abends Würste“ (GB 3/I, 127). Der Kommentar rechnet die beiden Sendungen zu den Beilagen des Billets, was aber nicht sein kann. Wahrscheinlicher ist eher, dass Goethe an diesem Tag drei Sendungen verschickte: das Billet, die Blumen und die Würste. Von vielen Sendungen wissen wir nichts. Goethe hat Charlotte oft Blumen geschickt, aber nur sobald sie von einem Billet begleitet oder angekündigt wurden, wird diese Post auch in der Briefausgabe verbucht. Am 29.4.1777 erwartete Goethe von Frau von Stein eine geheimnisvolle Ladung und versprach ihr wiederum, Aurikeln zu schicken, sobald diese aufgeblüht seien. Am 26.3.1778 (GB 3/I, 201) ist die Rede von Gemüse und Salat, die er schicken wollte: „Hier sind freundliche Blumen Sie für meine stumpfe Gesellschaft zu entschädigen. Wenn Sie jemand mit einem Korbe schicken wollen sollen Sie noch mehr haben, auch Radiesgen und Salat.“

Die Beilagen stehen immer „mit Goethes Person in enger Verbindung, sind gleichsam ein Teil von ihm selbst“ (GB 3/IIA, 81), verlangen nach Gegengaben, vor allem ergänzen sie die Billets. Die ‚Gepflogenheit‘ (GB 3/IIA, 85 [zu 18,15]), Blumen, Gemüse, Kleider, Gedichte oder Würste zu schicken, ist es, die beide Briefpartner erst

zu ganzheitlichen ‚Postwesen‘ macht. Das zur Beziehung Gehörige, das sich verschicken lässt, variiert mit dem Briefpartner. Dem mysteriösen Johann Friedrich Krafft, dem Goethe sogar noch das Begräbnis zahlte, schickte er zur Unterstützung Bücher, Kleider, Stiefel, Strümpfe und Zeitungen (vgl. die Zusammenfassung GB 3/IIB, 790), vor allem aber Geld (2.11.1778, auch zahlte er ihm eine jährliche Zuwendung). Mit dem Verleger Reich wechselte Goethe naturgemäß eher nur Manuskripte und Bücher. Am 25.4.1776 schickte Goethe etwa ein Manuskript zum zweiten Band von Lavaters *Physiognomischen Fragmenten* (Nr. 90), doch auch in diesem Fall bleibt der Brief sekundär, die Beilage das Eigentliche. Erst in der Briefausgabe wird aus der Lieferungsliste mit freundlichen Grüßen ein Brief im emphatischen Sinn.

Komplizierter wird es, sobald Beilage und Brief eine Einheit bilden und sich dialektisch verhalten: „Hier durch Schnee und Frost eine Blume. Wie durch das Eis und Sturmwetter des Lebens meine Liebe. Vielleicht komm ich heute. Ich bin wohl und ruhig, und meyne ich hätte sie um viel lieber als sonst, das doch immer nur jeden Tag meist so vorkommt G.“ (GB 3/I, 21 f.) Die ‚Blume‘ ist nicht nur metaphorisches Gleichnis für Goethes gegen Hindernisse kämpfende ‚Liebe‘, sondern auch Metonymie, die der Empfängerin anschaulicher als das Wort den Absenden ersetzten soll, der ‚vielleicht‘ noch kommen werde. Die Zeichensetzung trennt diesen Gedanken dreifach, wobei der Vergleich ohne Verbum auskommt: Der erste mit dem Punkt abgeschlossene Abschnitt zeigt auf die Blume: „Hier“ (GB 3/I, 21). Der zweite deutet sie metaphorisch. Der dritte Abschnitt erst enthält ein Verbum, um die konkrete Bewegung des Absenders zur geliebten Empfängerin anzuzeigen. Der vierte Abschnitt, der das Gemüt des Schreibers schildert, ist nur durch Kommata gegliedert, hypotaktisch, aber auf logischer Ebene nicht ganz klar. Diese Miniatur bedarf der beigelegten Blume; diese aber ist verloren. Im Kommentar steht (GB 3/IIA, 99): „Wahrscheinlich eine im Topf gezogene Pflanze; möglicherweise auch eine getrocknete oder eine gezeichnete Blume.“ Eine Blume in freier Natur kommt für die Kommentatoren aufgrund der Neudatierung des Billets auf den 18.1.1776 statt wie bisher auf den 4.3.1776 nicht in Frage.

Nicht nur der Status, sondern auch die Datierung erweist sich für die Stein-Briefe diffiziler als für andere Brief-Korpora. Die Überführung der Überlieferung in ein Manuskript verliert ihr die Geschlossenheit eines Artefakts. Die Konvolutbände mögen von philologischen Amateuren erstellt worden sein, aber zugleich handelt es sich im positiven Sinn des Wortes um Liebhaberleistungen. Obgleich unkritisch geordnet, ist es reizvoll, sie im Gesamtkonzept zu lesen. Gegenüber den Editionen hat das Konvolut den Vorteil, die Materialität der Handschrift⁵ und der Überlieferung anschaulich zu machen. Dass dabei die chronologische Ordnung nicht so ernst genommen wurde, ist einer poetischen Werkordnung geschuldet, die nach Entzeitlichung des erotischen Begehrens strebt und eher ein zyklisches Leseverhalten voraussetzt.

Das digitale Briefrepertorium der Klassik Stiftung Weimar hat zwar die Stein-Briefe in dieser Form einem großen Publikum zugänglich gemacht, allerdings die ursprüngliche Konvolutheftung aufgehoben, um dadurch die richtige chronologische Folge beachten zu können. Nur mühsam lassen sich die vereinzelt Bilddateien wieder in die alte Ordnung bringen. Im Konvolut und noch bei Schöll eröffnet z. B. die Briefausgabe mit einem um ein Jahr vordatierten Billet, weil sich Goethe am 3.1.1777 noch immer im Jahr 1776 wähnte. Die ersten Ordner der Brief-Sammlung hatten solche nachvollziehbaren Falschangaben nicht überprüft. Nunmehr steht zu Beginn ein Brief, der angeblich vom 7.1.1776 stammt; bereits Wilhelm Fielitz, dessen Datierungsarbeit grundlegend war und der als erster kritischer Herausgeber der Briefe gelten darf, hatte in der Neuausgabe von Schölls Edition (1883) den Brief auf den Januar 1777 datiert. Der nunmehrige erste Brief an Frau von Stein, der prosaisch mit einem „Wurst Andencken“ (GB 3/I, 18) beginnt, verweist zudem auf einen verlorenen Brief. Wann also genau Goethe begann, Frau von Stein zu schreiben, bleibt weiterhin unklar. Der Kommentar, der diesbezüglich vorbildlich ist, gibt über jede Datierung Rechenschaft, indem er auch abweichende Begründungen vorheriger Editionen nennt. Noch interessanter sind Neudatierungen.

Für das neue Datum des obigen Blumenbillets – „Hier durch Schnee und Frost eine Blume“ –

werden zwei Argumente angeführt. Plausibel ist, dass Goethe erst nach dem 6.3.1776 Charlotte wieder zu siezen begann, nachdem er am 27. Januar zum ersten Mal das ‚Du‘ gebraucht hatte. Im Konvolut ist der siezende und mit Bleistift geschriebene Zettel nicht datiert, sondern just vor einen Brief vom 4. März geklebt, in dem Goethe noch duzt. (Hier hat die Nichte Frau von Steins etwas durcheinander gebracht.) Der Schritt, den Brief auf den 18. Januar zu verlegen, wird mit dem zweiten Datierungsargument stilistisch begründet. Wohl davon ausgehend, dass Anfang März das Wetter bereits milder sein müsste, wird darauf hingewiesen, dass sich im unmittelbar vorausgehenden abgesandten Brief vom 16. Januar (Nr. 23), der Goethes Siegel (*ALLES UM LIEBE*) trägt, dieselbe Wendung „durch Schnee und Frost“ (GB 3/I, 21) finde. Sie komme sonst nicht weiter vor. Das ist jedoch nur richtig, sobald man dem Buchstaben und nicht dem Sinn folgt.

Obzwar eine Neudatierung berechtigt ist, bleibt das genaue Datum weiterhin unsicher. Denn der Brief könnte an jedem Tag geschrieben worden sein, als Goethe Frau von Stein siezte und als Schnee lag, also vor dem 27. Januar und auch noch nach dem 6. März. Selbst zu dieser Zeit wären Schnee und Frost denkbar. Gegenüber Merck klagte Goethe im März 1776 über den „Einfluss des fatalen Wetters“ (GB 3/I, 41). Aber selbst wenn dies allgemein zu verstehen ist und selbst wenn in Thüringen im März 1776 kein Schnee gelegen haben sollte, ist keinesfalls ausgeschlossen, dass Goethe das Billet in einem anderen Jahr verfasst hat. Die Zettel waren zwar nach Jahren geordnet, bevor sie aufgeklebt wurden, aber es kam mehrfach zu Verwechslungen. Folgt man nun dem Sinn des Billets und nicht allein dem genauen Wortlaut, entdeckt man Ähnliches in anderen Jahrgängen. Manche ‚Postpraktiken‘ kehren mit den Jahreszeiten wieder.

So lautet es ein Jahr später am 11.2.1777 (Goethe hatte den Brief versehentlich auf 1776 datiert): „Aus Schnee und dichtem Nebel schick ich Ihnen ein Paar freundliche Blumen“ (GB 3/I, 128). Auch diesmal werden Zimmerpflanzen vermutet: „*Offenbar in Töpfen gezogene Pflanzen, wie z. B. Nelken oder Aurikeln, die sich im 18. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreuten*“ (GB 3/IIA, 470). Ein Jahr später schickte Goethe am 18.2.1778 eine „aufkeimende Blume“ (GB 3/I,

197); ein Jahr darauf am 14.2.1779 gleich zwei, wobei der Kommentar auf den „*ungewöhnlich warmen Februar*“ verweist (GB 3/II, 854), und am 30.12.1777 schickte Goethe eine Blume, „die ich im Ausritt vom Harze, unter dem Schnee aus einem Felsen für Sie gebrochen habe“ (GB 3/I, 188) – also keine Zimmerpflanze. Auch der Kommentar muss anmerken: „*Goethe könnte eine im Winter blühende Pflanze, z. B. eine Schnee- oder Christrose, überschiebt haben, deren Blütezeit je nach Schnee- und Höhenlage schon im November beginnen kann. – Die genauen Angaben zum Fundort sprechen dafür, dass es sich bei der ‚Blume‘ tatsächlich um eine Pflanze gehandelt hat.*“ (GB 3/II B, 639, Brief v. 30.12.1777).

Wo immer Pflanzen im Winter blühen mögen: Für Goethe ist das Schicken von Blumen zu dieser Jahreszeit eine Konvention und die Rede, dass sich eine Blume im Winter den Weg zur Geliebten bahne, topisch. Daher impliziert allein die reale Handlung die poetische Wendung. Als Datierungsargument genügt der Parallelstellenverweis jedenfalls nicht; außerdem ist fraglich, ob Goethe wegen der Varianz im Ausdruck zweimal in Folge dieselbe Wendung gebraucht hätte. Und wieso schreibt Goethe „nach seiner Rückkehr vom Jagdausflug“ (GB 3/II, 98) nicht mit Feder und Tinte, sondern mit einem Bleistift? Schließlich setzt der Kommentar ein Fragezeichen hinter die Datierung, und es bleibt weiterhin unsicher, wann Goethe die Blume – ob nun im Zimmer gepfückt oder draußen, ob gezeichnet oder getrocknet – Frau von Stein geschickt hat.

Anmerkungen

- 1 Nur vereinzelte Schreiben des vorliegenden Zeitraumes sind nicht eigenhändig verfasst (Nr. 428, 490, 491, 544, 550, 557, 560, A3), darunter Neujahrsschreiben und einzelne Seiten der Schweizer Reisebriefe für Charlotte von Stein. Man sieht am Brief aus Genf vom 2.11.1779 z. B. deutlich, wie sich Seidels Handschrift an diejenige Goethes angleicht und unterscheidet zugleich: Sie ist zierlicher. Auf Seite drei des Briefes lässt Goethe Seidel weiterschreiben, und man erkennt, dass dieser mehr Worte in eine Zeile bekommt als sein Herr (vgl. die Bilddateien: <<http://ora-web.swkk.de/swk-db/goerep/>>), zuletzt: 10.5.2015. – Albrecht Schöne (Der Briefschreiber Goethe, München 2015, S. 423–436) hat neuerdings Grundlegendes zu Goethes

- nach der Italienreise zunehmender Neigung zum Diktieren geäußert. Zum Diktieren vgl. auch die Besprechungen des Verf.s. In: ZfGerm XX (2010), H. 2, S. 443–445 und ZfGerm XXI (2011), H. 2, S. 390–393. Vgl. ferner die Rezensionen zu den Briefbänden 1 und 2 (ZfGerm XIX [2009], H. 3, S. 676–679) und zu Band 7 (ZfGerm XXIII [2013], H. 3, S. 677f.)
- 2 Durch nautische Metaphern, aber auch durch Vergleiche des Lebens mit einer Schlittenfahrt, wird die Unsicherheit mehrfach reflektiert. Im Kommentar werden solche Parallelen kenntnisreich angeführt (vgl. die Stellen in GB/3I, 7, 13, 40, 67).
- 3 Vgl. Schöne (wie Anm. 1), S. 73–122.
- 4 Vgl. ebenda, S. 153–221.
- 5 Kritisch äußert sich über den Umgang der Edition mit der Materialität der Briefe Rüdiger Nutt-Kofoth in seiner Rezension zu Band 7. In: Goethe-Jahrbuch 2012, S. 209–212, hier S. 210f.

Alexander Nebrig

Humboldt-Universität zu Berlin
Philosophische Fakultät II
Institut für deutsche Literatur
D-10099 Berlin
<alexander.nebrig@hu-berlin.de>

BARBARA HAHN (Hrsg.)

Begegnungen mit Rahel Levin Varnhagen, Wallstein Verlag, Göttingen 2015, 224 S.

Seit der Wiederentdeckung der im Zweiten Weltkrieg aus den Beständen der Preußischen Staatsbibliothek (heute: Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz) nach Schlesien evakuierten und seither als verbrannt gegoltenen *Sammlung Varnhagen* in den 1980er Jahren steht der Rahel-Forschung, die bis dahin allenfalls auf Vorkriegseditionen und -abschriften zurückgreifen konnte,¹ ein kaum zu überblickender Autorenreichtum zur Verfügung. Die heute in der Bibliothek Jagiellońska in Krakau verwahrte *Sammlung Varnhagen* beherbergt neben Tagebüchern und Aufzeichnungen über 6000 Briefe Rahel Levin Varnhagens mit fast 300 verschiedenen Korrespondenten – ein Archiv, das der Ehemann Karl August Varnhagen von Ense treu verwaltet und zu einem beachtlichen Umfang gebracht hatte, indem er Briefe von ehemaligen Korrespondenzpartnern zurückerbat.

Mit der physischen Wiederentdeckung der Sammlungsbestände setzte deren editorische Erschließung ein: Eine kritische Ausgabe der Briefwechsel und Tagebücher Rahel Levin Varnhagens wurde in Angriff genommen; drei Bände liegen hier inzwischen vor.² Im Jahr 2011 erschien zudem *Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde*, das erstmals die dritte und letzte, stark erweiterte Fassung der großangelegten Zusammenstellung der Rahel-Schriften zugänglich macht, an deren erster Ausgabe Rahel Levin Varnhagen bis zu ihrem Tod 1833 noch selbst

mitgewirkt und ab deren zweiter Edition ihr Ehemann die begonnene Arbeit alleine fortgeführt hatte.³

Der aus einer Tagung⁴ im Juni 2013 hervorgegangene und von BARBARA HAHN herausgegebene Sammelband setzt sich zum Ziel, sowohl bereits editorisch erschlossenes als auch noch unpubliziertes Archivmaterial der *Sammlung Varnhagen* literaturwissenschaftlichen Lektüren zu unterziehen. Da Hahn mit ihrer im Jahr 1990 veröffentlichten Dissertation⁵ zur Eröffnung der Erforschung der *Sammlung Varnhagen* beigetragen hat, das Forschungsfeld seither mit anschließenden Arbeiten prägt und nicht zuletzt Mitherausgeberin der kritischen Ausgabe des Rahel-Nachlasses sowie Herausgeberin von *Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde* in der Manuskriptfassung der *Sammlung Varnhagen* ist, zieht sich ihr Name durch die bibliographischen Verweise des Bandes.

Der insgesamt zehn Beiträge umfassende Sammelband perspektiviert Rahel Levin Varnhagens Briefwechsel im Fokus ihres nicht-exklusiven Freundschaftskonzepts und begreift ihr brieflich gespanntes Kommunikationsnetzwerk als ‚Werk‘, dessen Wert sich keineswegs – hier verläuft die Trennlinie zur älteren Forschung – in seiner Funktion als historisch-biographische Aufschlüsse lieferndes Konvolut von Ego-Dokumenten erschöpft.⁶ Wiewohl die in der Rahel-Forschung obligaten Themen der jüdischen